



...arburg
Post

...ockschau.
...t sich, Sie
...zum Kauf
...Gelegenheit

durch die
...erbandes

...Vererbung
...chshafes
10 Uhr
Kassel

...und guter
...indlich.
...oldschmied
28.

...Schneider

...Mutter!
...n Kindern de
...Genuß von
...ekommt, zeigt
...n an den sieg-
...ungen in der
...heim Sport!
...Geist in einem
...per! Dazu ver-
...

...-Drogerie
...die sich
...end führen

Trotzdem hielten wir stand. Die anderen Gäste Ottos auch. Denn sie waren neugierig geworden. Und Maurice hielt tapfer in der verpesteten Küche aus. Er pfiff sogar weiter. Wir wußten nicht, ob dieser Gestank immer entsteht, wenn Bouillabaisse gemacht wird. Wir glaubten es.

Wir hatten mit Absicht ein wenig gefastet, um uns dann an die Bouillabaisse zu halten. Und wir riefen, Maurice solle sich beeilen. Er erschien in der Küchentür mit gänzlich entzündeten und tränenden Augen und bat, ihn um des Himmels willen nicht zu stören und nicht zu drängen, Bouillabaisse brauche eben seine Zeit. Wir waren, als wir Mauricens Gesicht sahen, ganz gerührt, und wir erkannten, was für ein Opfer uns der Gute brachte.

Und dann, endlich, kam er mit der Bouillabaisse. Er schleppte einen großen Kupferkessel heran und stellte den auf den Tisch. Neugierig sahen wir hinein und stellten erst einmal fest, daß Bouillabaisse nicht gut aussah, wirklich nicht. Das Zeug sah aus — — Sie wissen schon, wie! Und dann stellten wir fest, daß Bouillabaisse wirklich nicht gut roch. Sie roch nach allerhand. Knoblauch war ganz deutlich zu erkennen, der stank mit Macht aus dem Kessel heraus. Aber das schlimmste war dieser Knoblauch noch lange nicht. Wir schnupperten und schüttelten uns. Hinter uns stand Maurice und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus seinen entzündeten Augen. Otto Schmidt sah blaß aus, seine Frau war ins Freie gegangen, der Wind kam frisch vom Meer her.

Wir taten uns die Teller voll. Aber wir waren wirklich enttäuscht. Pinuinierkuchen mit Fischtrangeschmack war eine Delikatesse gegen diese Bouillabaisse. Auch Maurice war enttäuscht. Er verhehlte uns das nicht und behauptete, das Material sei das Malheur, und nur in seiner Heimat, nur am Golfe du Lion, bekäme man eben alles, was man zu einer richtigen Bouillabaisse brauche. Wir sahen das ein, waren dem kleinen Kerl nicht böse und aßen, nachdem wir die beiden Fenster weit geöffnet und den Kessel hinausgetragen hatten, echt Berliner Spezialitäten. Und das war wirklich etwas Besseres. Frau Schmidt zeigte an diesem Tag, was sie konnte. Maurice machte ihr viel Komplimente, er verstand das sehr gut.

Zwei Tage hielten wir uns noch bei Otto Schmidt in San Blas auf. Wir machten unser Geld klein, saßen am Meer, und mancher von uns dachte daran, daß es mit dieser Bouillabaisse genau so war wie mit den glückseligen Inseln, die aus dem Nebel des Alltags auftauchen: ein Hauch, ein Ton, ein Bild kommt zu dir herüber wie aus einer andern Welt, du mußt hin, du kannst nicht dagegen ankämpfen, und wenn du dann wirklich da bist, dann ist alles ganz anders, und du erkennst, daß du nie dahin kommst, wohin deine Sehnsüchte dich rufen. Diesmal war's nur Bouillabaisse. In San Blas.

Die Eisenstange

Skizze von Eduard Geyer

„Wenn du es getan hast, so sag' es doch schnell, ehe der Vater kommt!"

Das Mädchen saß still auf seinem Schemel und sah nach der Mutter. Die seufzte, als sie keine Antwort bekam, und rührte nur heftiger in einer Schüssel. Ach, kein Tag ohne Sorge, und nun die Kündigung! Sie wußte nicht, von wem mehr Bitterkeit kam, von dem Kind, von ihrem Mann oder von dem Fräulein.

„Du hast es also nicht getan?" — — —

Die Mutter starrte hilflos an die Wand. Was für ein verstocktes Kind! Und das Fräulein behauptet, es hätte das Mädchen im Garten wegspringen sehen. Da trat der Vater ein und grüßte. Da er keine Antwort bekam, sagte er: „Na, was ist denn wieder los?"

„Ach, man hat nichts als Sorgen."

„So, dann luftig 'raus damit, daß man ihnen den Hals umdrehen kann."

„Es ist uns gekündigt worden."

„Nun laß mich nicht Glied um Glied 'rausziehen. Sag, was geschehen ist!"

Die Frau war beleidigt und schwieg eine Weile. Ihre Rede und ihre Sorgen brauchten ein breites und flaches Bett zum Ausströmen. „Daß du es eben weißt. — Sie hat die Rose abgebrochen, und das Fräulein hat sie dabei gesehen."

„Oho, das ist ein klarer Fall. Komm her zu mir, du Racker! — Die Nase hoch und mir strichgerade in die Augen gesehen! — Du hast die Rose abgebrochen?"

„Nein, Vater!"

„Donnerwetter, und bei dieser Lüge lachst du mir ins Gesicht? Weißt du nicht, daß unter dir die Hölle ist? — Mutter, du sagst, das Fräulein hätte sie gesehen!"

„Dann wu ich mal zu ihr gehen. Nun weiß ich nicht, soll ich den großen Hammer oder den schweren Schraubenschlüssel mitnehmen. Ich glaube, diesmal gibt's ein Unglück."

„Du kannst eben keine Sache ernst nehmen", seufzte die Frau.

„Na, dann nehme ich die Eisenstange." —

Er saß in dem Stübchen, in dem die Luft hundert Jahre alt schien, und hörte der langen Rede zu.

„— — ach, und ich weiß es gewiß, daß es Ihre Elsa war. Alle Ihre Kinder sind so laut, sie lachen so gerade heraus, als gäbe es keinen Ernst und keine Sünde auf der Welt. Ja, gerade als hätten sie gar keine Gnade des Himmels nötig. Sie sind zu gut mit ihnen. Kinder brauchen die Hand des Herrn."

„Die brauchen wir alle," Er hob die Eisenstange ein wenig und ließ sie zu Boden. Das alte Mädchen sah schief zu ihm. Aber der Arbeiter sah auf die Nasenspitze des Jüngferleins und fuhr fort: „Sie sollten sich mal auf den Boden legen und mit den Beinen strampeln und wie ein Truthahn kullern. Da merkt man, ob man noch ein gesunder Mensch ist."

Bums! fiel die Eisenstange ins Zimmer. Er bückte sich und sah so nicht den strafenden Blick. „Auch sollten Sie mehr an die frische Luft."

So, jetzt konnte sie jedes Wort betonen: „Dafür habe ich eben meinen Garten und meine Rosen." Nun legte der Arbeiter wahrhaftig die Eisenstange über den Tisch und über die Wäsche. Wenn nicht die Angst vor der schrecklichen Eisenstange ihr durch die Brust gekrochen wäre, oh, dann hätte sie ihm allerlei gesagt über solches Benehmen. Aber das konnte später einmal nachgeholt werden.

„Sie haben meine Tochter gesehen, wie sie die Rose abriß."

„Ja, ich habe gesehen, wie sie von dem Bäumchen weglief. Dann ist sie den ganzen Tag mit einem bösen Gewissen herumgelaufen, ist mir ausgewichen. bitte. Ich ziehe meine Rosen für mich und nicht für andere Leute."

Der Arbeiter sah auf die Wäsche. „Man sagt, Sie nähen Hemden für die Eskimos. Doch auch, um den Menschen eine Freude zu machen?"

„Das ist meine Sache."

„Aber die Rosen, die Rosen läßt doch Gott wachsen. Das ist doch Ihr Glaube?"

„Ja — — und?"

„An den Hemden wird sich niemand freuen. Aber an den Rosen dürfen sich dann alle Menschen freuen. Nicht wahr?"

Die Eisenstange bekam einen heftigen Ruck. Vielleicht war der Mann wirklich zornig und gefährlich. Deshalb hob sie die Hemden selber auf, die auf den Boden gefallen waren.

„Meine Kinder brauchen sie nicht. Ich habe gute Arbeit. Aber einen Rosenbaum kann ich ihnen nicht pflanzen, denn der Garten gehört mir nicht."

„Ach, Ihre Kinder lärmen doch so... Schon Tage zuvor habe ich Ihr Kind wiederholt bei dem Rosenbäumchen stehen sehen. Es kann gar niemand anders gewesen sein." Wenn man ein gutes Recht hat, darf man scharf antworten. Man erschlägt einen Menschen nicht ohne weiteres mit einer Eisenstange.

„Hm. Sehen Sie, die Rose habe ich abgeschnitten. Es war mir nämlich heute morgen eingefallen, daß ich gerade jetzt fünfundzwanzig Jahre an den Maschinen stehe und arbeite. Fünfundzwanzig Jahre hauen und schwingen Stempel und Rad vor und neben mir. Eine kleine Feier, denk ich, sollst du dir doch machen. Da schneide ich die Rose sorgsam ab und steck sie neben meiner Maschine in eine Schale, wo ich ein wenig Wasser habe, die Finger naß zu machen. Ich brauche das manchmal bei meiner Arbeit. Und meine Tochter, die hat's gewußt. Sie hat mir zugesehen, und ich hab' sie dran riechen lassen. Ihre Augen sollten Sie gesehen haben. — — Ja, und die Eisenstange, entschuldigen Sie. Die hab ich so mitgenommen, um ruhig zu bleiben. Ich wollte Sie nicht erschrecken. — Und wie steht es mit der Kündigung?"

„Ich — ich komme hernach ein wenig zu Ihnen 'rüber. — Ja, und wissen Sie unter Ihren Bekannten einen, der vielleicht Hemden nötig hat? Ich meine, der so kleine Kinder hat?"

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 19 | 6. März 1937 | 11. Jahrgang

Abseits der lauten Straßen

Roman von Fritz Tantzer

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

14. Fortsetzung

„Ja, es stimmt, Herr Kollege." Ihr Lächeln vertiefte sich. „Ausgerechnet auf dem Pulverwege, seitab der Stadt. Innerhalb der Mauern dieses köstlichen Städtchens führt anscheinend kein Weg nach Küßnacht."

„Sie wollen sagen: nach der Roßgasse?"

„Schließlich mit größerer Berechtigung: Zu Wribbel. Denn ich bin ja als Bürgerin Welflingens älteren Datums und hätte mich um Sie kümmern müssen."

„O nein, das würde doch kaum dem Üblichen entsprochen haben. Also demnach Küßnacht gleich Roßgasse."

„Einigen wir uns auf diese Formel, Herr Kollege. Ich bin nur dann dickköpfig, wenn ich mich im Recht weiß."

„Und das sind Sie ... Das Karnickel bin einzig und allein ich."

„Nein, das stimmt nicht", bestritt Eva lachend, an ihre Wettlaufgeschichte denkend. „Das Karnickel hat nur verwandtschaftliche Beziehungen zu Ihnen ... Sie sind der Hase."

Dieter Beltz blickte einigermaßen fassungslos und schüttelte den Kopf. „Hase?" fragte er nur.

„Ja. Wirklich und wahrhaftig der Hase", erklärte Eva, sich erhöht vergnügt wissend. „Und nun raten Sie mal, was ich bin."

Der lose Schalk stand in ihren Augen und blitzte Dieter Beltz an.

Er wußte sich der Möglichkeit, der Lösung eines Rätsels nachzusinnen, in dieser Minute beraubt. War nur imstande, zu denken: Kein Wunder, daß zu mir niemand kommt, wenn die Konkurrenz so hübsch ist ... Ja, und wenn ich in die Verlegenheit käme, Patient zu sein, ich würde, weiß Gott, auch zu ihr gehen.

„Nun?" drängte Eva in sein Schweigen hinein. Er schrak auf und hob die Schultern.

„Sie raten es also nicht. Na, dann passen Sie auf: ich bin der Swinegel."

Lachte man nun? Oder was tat man eigentlich?

„Aber, ich bitte Sie, verehrte Kollegin!" konnte er endlich nur sagen.

„Ja, nicht wahr, darauf wären Sie nie gekommen? In Wirklichkeit ist die Sache sehr einfach, wenn man den Zusammenhang kennt. Möchten Sie ihn kennenlernen?"

Er bat sehr lebhaft darum. „Schon deshalb, um zu verstehen, wie Sie zu dem häßlichen Vergleich kommen."

Sie waren, wie einer stillen Vereinbarung folgend, schon ein Stück in der von Eva vorhin eingeschlagenen Richtung langsam nebeneinander hergegangen. „Ach, so häßlich ist das ja gar nicht" erklärte Eva, lebhafter ausschreitend, als wenn das nun einfach so sein müßte, daß sie den Spaziergang gemeinsam fortsetzten. „Es ist im Grunde genommen sehr harmlos, wenn auch für mich etwas beschämend, Sie in diese Harmlosigkeit einzuweihen ... Daß sich Konkurrenten einander nie sonderlich grün sind, ist ja bekannt. Und als ich nun erfuhr, daß mir das Schicksal in Ihnen einen solchen Konkurrenten vor die Nase gesetzt, da war ich Ihnen natürlich auch nicht grün, um so weniger, als mir das Oberhaupt der guten Stadt Welflingen die Versicherung gab, meine Niederlassung sei überflüssig und unerwünscht. Und da ich mich infolge der Berufung durch meines verstorbenen Onkels Olschläger Gnaden als die Vorberechtigte für Welflingen betrachtete, das Zepter der Alleinherrschaft schon ergriffen hatte, versicherte ich meinerseits dem Herrn Stadtmonarchen, Sie, als der erst im Anzuge Befindliche, seien überflüssig und unerwünscht, und ich würde es darauf ankommen lassen, wer von uns beiden imstande sein würde, den anderen durch größere Geschicklichkeit zu verdrängen. Und zur Illustration erinnerte ich dann den Bürgermeister an die Geschichte vom Wettlauf zwischen dem Swinegel und dem Hasen, schob Ihnen die Rolle des Hasen zu und erlaubte mir, für mich die des siegenden Swinegels in Anspruch zu nehmen. Allerdings, Gott sei's geklagt, verfrüht. Denn die Rollen sind ja nun vertauscht."

„Durchaus nicht", versicherte Dieter Beltz, der, nachdem er dem Erzählen seiner Begleiterin mit einem heiteren Lächeln gefolgt war, nun plötzlich ein ernstes Gesicht zeigte. „Es stimmt. Der arme Hase wird glatt zu Tode gehetzt."

„Aber, bitte, dankt nicht von mir, Herr Kollege. Ich hatte bis heute zwei Fälle. Zwei ganze Fälle! Jawohl. Dazu noch solche von lächerlicher Geringfügigkeit."

„Dann wäre ich allerdings bis jetzt der Swinegel. Ich hatte nämlich drei Fälle. Bin Ihnen also um einen Fall über."

„Wirklich nur?" fragte Eva erstaunt. Und dann in völlig verändertem Ton, der halb ärgerlich, halb spöttisch war: „Ein

erschütterndes Nest, dieses Welflingen!" Sie blickte fragend in die Weite und krauste die Stirn. „Sagen Sie, wie ist diese glänzende Teilnahmslosigkeit an unseren Sprechstunden zu erklären? Die Patientenkladden meines Onkels beweisen das völlige Gegenteil von dieser göttlichen Ruhe."

„Vielleicht hat sich heimlicherweise noch eine dritte Konkurrenz aufgetan", scherzte Dieter Beltz, „die uns beide zu armen Hasen macht".

„Und zu sich die Bouteille Branntwein und den Louisdor verlagert."

„Auf die Bouteille Branntwein würde ich gern verzichten. Aber auf den Louisdor bin ich einfach angewiesen", betonte Beltz, sehr ernst werdend.

Eva sah ihn, aufmerksam werdend, an. Erst jetzt fiel ihr auf, daß er einen müden, zersorgten Eindruck machte, sein Haar an den Schläfen weiß war und in seinen Augen etwas stand, das auf ein schweres Erleben deutete, eine schmerzliche Verzichtleistung zum Ausdruck brachte. Auch verriet sein Anzug, daß er entweder auf Äußerlichkeiten keinen Wert legte oder auf die schlichteste Einfachheit angewiesen war. Billiger Stoff, Machart Fertigware verratend.

„Schließlich kann das niemand", sagte sie dann, seine letzte Bemerkung aufnehmend. „Jeder ist von dem elenden Gelde abhängig, der eine mehr, der andere weniger."

Dieter Beltz lächelte. „Ich gehöre jedenfalls zu den Unglückswürmern der ersten Gruppe und warte schon aus diesem Grunde sehnsüchtig auf eine Belebung des Arbeitsmarktes, ganz abgesehen davon, daß dieses Bummelleben auf die Dauer einfach nicht zu ertragen sein würde."

„Ja, sagen Sie, könnte man denn nicht irgend etwas tun, um diese Gleichgültigkeit der Welflinger an unserer ärztlichen Kunst zu beseitigen?" fragte sie, wohl wissend, daß sie in erster Linie dabei an ihn dachte, damit er mit helleren Augen in die Welt sehen könne.

„Was wohl? Man kann doch unmöglich wünschen, daß eine Epidemie ihren Einzug halte oder die Welflinger sich gegenseitig die Köpfe einschlagen, damit wir etwas zu flicken haben. Wir scheinen einen besonders ungünstigen Zeitpunkt erfaßt zu haben und können nichts weiter tun, als zu warten."

„Ach, warten Herr Kollege! Und darüber alt und häßlich werden, nicht wahr?"

Wenn du wüßtest, dachte er, wie lange man warten kann! Zehn Jahre ... auf die Wiedergabe der Freiheit ... hinter Zuchthausmauern, in einsamer Zelle. Und dieses Warten als das einzige besitzen, das noch aufrecht hält und vor dem Verzweifeln bewahrt!"

Ja was wußte dieses junge sonnige Geschöpf wohl überhaupt von dem harten Leben, von seinen Tiefen, seiner Tragik, seiner Bitternis! Wohl so wenig, vielleicht überhaupt nichts.

Sonnige Jugend, dachte er, behütet, umsorgt. Ein Studium ohne Entbehrungen, ohne Freitisch, ohne Jagd nach Unterstützungen. Und nun in das Haus eines Verwandten hineingesetzt als Erbin doch wohl sicher, als Erbin einer Praxis mit allem Dazugehörigen und gewiß auch als die Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens.

Und was hatte er auf seinem Lebenswege doch alles zu überwinden gehabt! Wie hatte er kämpfen, entbehren müssen! Ganz zu schweigen von dem letzten, dem Allerschwersten, den zehn Jahren!

„Warten und darüber alt und häßlich werden?" wiederholte er und hatte ein eigenes Lächeln auf dem Gesicht. „Warten wir uns nicht überhaupt das Alter heran? Ist denn das ganze Leben nicht ein einziges Warten?"

Sie warf einen heimlich beobachtenden Blick in sein Gesicht, fand es ernst, zergrübelt. Hatte plötzlich das Verlangen, es heiter, lächelnd, unbeschwert zu sehen. Der Heiterkeit dieses Spätnachmittags angepaßt und einem Erleben von eigenem Reiz, von unbewußt empfundener Sonnigkeit.

„Trübseligen Gedanken können wir in unseren leeren Sprechzimmern nachhängen, Herr Kollege", sagte sie. „Da blüht das Warten in Reinkultur ... Wir werden gleich in die Stadt einbiegen müssen. Und dann würde es bald zu einer Trennung kommen ... Wenn Sie eine solche noch nicht möchten und es Ihnen nichts ausmachen würde, mit Ihrer Konkurrenz gemeinsam durch die Gassen Welflingens zu wandern, Sie auch sonst nichts Besseres vorhaben, dann darf ich Sie zu einer Tasse Tee zu mir bitten."

Obwohl sie alles mit einer herzlichen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit gesagt hatte, wußte er sich im ersten Augenblick doch fast peinlich überrascht. Er antwortete nicht sofort

„Oder haben Sie schon eine Einladung zum Fünfuhrtee bei Wribbel?" fragte sie mit einem bezwingend heiteren Lachen in sein schwerfälliges Schweigen hinein.

Es bewirkte sofortige Einschaltung des Kontaktes.

„Madame Wribbel lehnt dergleichen Zirkel grundsätzlich ab", gab er lachend zurück. „Es können also in dieser Hinsicht keine Bindungen für mich bestehen."

„Und in sonstiger Hinsicht?"

„Es könnte höchstens ein Patient auf mich warten."

„Angesichts beiderseitiger Erfahrungen glatte Unmöglichkeit ... Na, und dann weiter, bitte."

„Weiter schon gar nichts."

„Mithin einverstanden?"

„Gern und dankend, verehrte Kollegin."

*

Rosalie Schmidt hißte keine Freudenfahne und stimmte keinen Jubelpsalm an, als Eva einen Gast ins Haus schleppte, noch dazu in der Person dessen, dem sie damals den Stuhl vor die Tür gesetzt.

Man kannte Gäste in diesem Hause nicht. Der Selige hatte sich mit dergleichen nie gehalten. „Wir haben genug daran, was mir in die Sprechstunden läuft, und ich selbst bin Gast in Welflingen und rundum des Tags über oft genug, daß ich am Abend endlich meine Ruhe haben möcht'. Zudem tragen die Gäste von der anderen Sorte kein Geld ins Haus, sondern machen nur, daß das, was drinnen ist, durch den Schornstein davonfliegt beim Kochen und Braten für fremde Mäuler."

Ja. Und Rosalie hatte dieser Einstellung als einer durchaus anerkennenswerten stets beigepflichtet. Es war eine der wenigen guten Eigenschaften des Seligen gewesen, daß er für Gastereien und Schmausereien, Bierabende und Knödelessen nichts übrig gehabt. Wenigstens in seinem Hause und auf seine Kosten nicht.

Und nun? Wie kam man dazu, jahrzehntealte Überlieferung in eigenmächtiger Handlungsweise, ohne irgendwie vorbereitend und erlaubnisheischend davon gesprochen zu haben, zu durchbrechen?

Außerdem mußte dieses selbstherrliche junge Gemüse nicht recht gescheit sein, sich die Konkurrenz einzuladen. Wer machte so etwas wohl! Mit der war man doch spinnefeind und ließ sie, wo sie war!

So bewegte sich denn die Unterhaltung, zu der Eva, nachdem sie den Gast in ihr Sprechzimmer geführt, schnell in die Küche geschlüpft war, zwischen ihr und Rosalie in nicht völliger Übereinstimmung. Erst als Eva mit viel Liebenswürdigkeit erklärte, daß sie bereit sei, so lange trockenes Brot zu essen und die Kartoffeln nur in Salz zu stippen, bis die Kosten für das, was der Doktor verzehren würde, gedeckt seien, merkte Rosalie den Spott und schwieg.

„Wir müßten eigentlich", sagte Eva im Verlauf des Zusammenseins, „um unserer Praxis einen aufsehenerregenden Dreh als Antrieb zu geben, eine G. m. b. H. gründen. Entweder müßten Sie der Chefarzt und ich Ihre Assistentin werden oder umgekehrt. Letzteres würde moderner und daher wirksamer sein. Firmieren könnten wir je nach der Art des Zusammenschlusses, ‚Wribbelsches Sanatorium' oder ‚Anton Ölschlägers Nachfolger und Co.'. Was meinen Sie? Schließlich wäre auch ein anderer Weg zur Erzielung eines Existenzminimums möglich: wir betreiben das Geschäft abwechselnd, in wöchentlichen oder monatlichen Zeitspannen. Oder wir teilen unser Arbeitsgebiet so, daß einer von uns die Welflinger Fälle und der andere die auswärtigen übernimmt. Welcher meiner Vorschläge erscheint Ihnen am erwägenswertesten?"

Sie saßen nach Entgegennahme der Genüsse, die ihnen Rosalie zum Tee in Form von lecker zugerichteten Brötchen in anerkennenswerter Großzügigkeit gereicht hatte, im Eßzimmer, das während eines halben Menschenlebens nur immer Anton Ölschlägers Einsamkeit genossen. Man hätte als Uneingeweihter sehr wohl ein junges Ehepaar in ihnen vermuten können, das nach den Geschäften des Tages am Teetisch eine gemütliche Plauderstunde hielt.

Die Sachlage forderte zu dieser Vorstellung förmlich heraus, und der Gedanke war so naheliegend, daß er sogar Dieter Beltz kam, als er die Traulichkeit, das Kameradschaftliche dieses Zusammenseins mit der nüchternen Öde seiner Mittagsmahlzeiten im „Hirschen" verglich oder überlegte, wie wenig erfreulich es war, wenn ihm Franziska Wribbel den Morgenkaffee und die Schnitten zum Abendbrot ins Zimmer brachte. Wie ein „möblierter Herr" kam er sich dann immer vor. Oder er wurde wohl gar an die schlimmste Zeit seines Lebens erinnert, in der ihm Josef Manz die Schüssel durch die Klappe der Zellentür gereicht ... Daß er sich überhaupt von diesen Erinnerungen nicht endlich freizumachen vermochte, daß sie mit klettenhafter Zähigkeit an ihm hingen und auch jetzt, gerade in dieser Stunde, die ihn mit Eva Bruckner vereinte, in ihm auftauchten!

Was sie wohl getan haben würde, wenn er ihr seine Vergangenheit enthüllt! ...

Man müßte es einmal auf einen Versuch ankommen lassen, stieß es ihm mit ungeheuerlicher Rücksichtslosigkeit durch den Sinn, wie weit Fernstehende, Uneingeweihte imstande sein würden, die Fähigkeit aufzubringen vermochten, sich mit den Belangen, die einen Strafentlassenen angingen, sachlich abzufinden ...

Aber nein: Eva Bruckner durfte ein Objekt für einen derartigen Versuch nicht sein, lehnte sich ein dunkles Gefühl in ihm sofort dagegen auf. Sie nicht! Jeder andere. Nur sie nicht! ...

Und wenn er nun gewußt, daß sie bereits, freilich ohne ihn als die in Frage kommende Person zu kennen, eingeweiht war? Daß nebenan im Schreibtisch ein Schriftstück verwahrt lag, das von dem Geheimnis seines Lebens sprach? ...

„Oder sind Ihnen meine Vorschläge alle gleichwertig, nicht erwägenswert", fragte sie nun in sein versonnenes Schweigen nach geraumer Zeit hinein und schob ihm die Schale mit den Zigaretten näher.

(Fortsetzung folgt)

Sehnsucht in San Blas

Tropisches Erlebnis von Konrad Seiffert

Während der Schafschur ging es uns ganz gut. Wir verdienten viel, wir hatten zwar auch viel zu tun, und unsere Kleider hingen in Fetzen an uns herunter. Aber auch die langste und anstrengendste Schafschur geht ja mal zu Ende. Und der Patron war ein anständiger Kerl, er wollte uns auch nach der Schur behalten.

Nur mit dem Essen waren wir nicht zufrieden. Fleisch gab's zwar genug, Yerba, Reis, Nudeln, Salz und Zucker waren auch da, Brot fehlte, dafür bekamen wir steinharte, anscheinend uralte Galletas, die nach Schimmel schmeckten, die schlecht rochen und die wir mit dem Messer in Stücke hauen mußten. Das Essen war immer das gleiche, das ausgekochte Fleisch wurde uns von Tag zu Tag widerlicher, und die großen, harten Pinguineier, die zuweilen von der Küste herankamen, schmeckten nach Fischtran, was ja kein Wunder war.

Maurice war unser Koch. Maurice war Südfranzose. Deshalb hatten wir ihn zum Koch befördert. Aber wir hatten keinen guten Griff mit ihm getan. Mehr als Puchero brachte er nicht zusammen. Jeder eingeborene Gaucho, jede dicke, schmierige India hätte das Zeug ebenso fertigbekommen, dazu brauchten wir keinen südfranzösischen Koch, und seine Eierkuchen bekamen wir nicht hinunter, sie stanken aus der Pfanne heraus.

Wenn wir Maurice sagten, daß wir mit seiner Kocherei unzufrieden waren, dann behauptete er, das Wetter sei das Malheur, wenn er anderes Material zur Verfügung hatte, dann wolle er uns schon mal zeigen, was französische Küche sei.

Maurice erzählte uns, was es alles für wunderbare Gerichte in seiner Heimat am Golfe du Lion gebe. Er machte uns den Mund wässerig. Seine Hauptattraktion war Bouillabaisse.

Ein Leben ohne Bouillabaisse sei kein Leben, behauptete er, und wenn er wieder in seiner Heimat sei, dann wolle er jeden Tag Bouillabaisse essen. Es war keiner unter uns, der wußte, was Bouillabaisse war. Maurice erzählte uns, wie Bouillabaisse zustandekommt: Man braucht eine Menge Zeit bei der Zubereitung, Fische, Hummern, Langusten, Wurzeln, Salz Pfeffer, Knoblauch, Zwiebeln, Safran, Tomaten und noch vieles andere, was uns kaum dem Namen nach bekannt war. Und die beste Bouillabaisse bekomme man in Marseille, eigentlich nicht direkt in Marseille, die hervorragendste, berühmteste Bouillabaissekö[illegible] sei seine Mutter gewesen, in einem Dorf westlich von Marseille habe sie gewohnt, und die Herstellung einer richtigen Bouillabaisse sei eine Wissenschaft, eine Geheimwissenschaft, nur besonders Begnadete seien eingeweiht in diese Wissenschaft, seine Mutter habe zu diesen Begnadeten gehört, und er habe das Rezept von ihr geerbt, hach, wenn er am Meere wäre, dann wollte er uns schon ein Essen vorsetzen, eine Bouillabaisse — —! Es war gar nicht so sehr verwunderlich, daß Bouillabaisse bei dem Essen, das uns Maurice jeden Tag kochte, so etwas wie ein Wunschtraum für alle von uns wurde.

Als die Schafschur, als die Hauptarbeit zu Ende war, stand es fest für uns alle: Wir mußten eine Bouillabaisse haben! Es gibt Augenblicke im Leben, in denen wie glückselige Inseln Träume und Wünsche und Sehnsüchte auftauchen aus dem Nebel des Alltags, du mußt hin, du mußt hinüber in die Glückseligkeit, oder du drohst, ganz einfach aus den Pantinen zu kippen.

Also war es abgemacht, daß Maurice uns eine Bouillabaisse auf den Tisch stellen würde. Er war damit einverstanden, schnalzte mit der Zunge, rollte die Augen und hatte einen durchaus verliebten Zug um den Mund. Aber um zur Bouillabaisse zu kommen, mußten wir an die Küste fahren. Wir sagten dem Patron, daß wir alle auf drei Tage nach San Blas zu reisen gedächten, und baten um Urlaub, wir wollten uns mal was Feines leisten. Der Patron war der Meinung, daß wir uns in seiner Dispensa kaufen könnten, wonach uns der Sinn stand. Aber wir meinten, er habe da ja keine Bouillabaisse, und nur Bouillabaisse könne uns retten, da hielt er uns für verrückt, er hatte keine Ahnung, was Bouillabaisse war, der Arme. Aber er ließ uns ziehn.

Acht Stunden saßen wir im Sattel, ehe wir die Station erreichten, von der wir mit der Bahn nach San Blas fahren konnten. Wir ließen unsere Pferde auf der Station. Am nächsten Tag waren wir in San Blas, am Meer, und bei Otto Schmidt aus Rixdorf, der auf dem Schild an seiner Wellblechkneipe unter anderem „echt Berliner Spezialitäten" anbot. Otto hielt uns, wie der Patron, für total übergeschnappt, als wir auf seine Berliner Spezialitäten verzichteten, von Bouillabaisse zu sprechen anfingen und behaupteten, Maurice werde die Sache machen.

„Moritz", sagte Otto, „du willst meiner Frau ins Handwerk fuschen?"

Maurice beruhigte Madame und Monsieur und schwur, er habe noch nie in seinem Leben so gut gegessen wie bei Otto in San Blas, aber jetzt stehe der Ruhm des ganzen Golfe du Lion auf dem Spiel, und einmal müsse er zeigen, was er könne. Da gaben Otto und seine Frau nach.

Maurice kaufte ein. Er gab sich ehrliche Mühe. Aber er bekam doch nicht alles das zusammen, was zu einer wirklich guten Bouillabaisse gehörte. Trotzdem, versicherte er, werde sich die Sache machen lassen.

Maurice machte die Sache. Er kniete sich richtig hinein, polterte mächtig mit Kübeln und Pfannen, pfiff, trällerte, lachte vor sich hin, und dann entquollen der Küchentür mächtige Schwaden. Sie lagerten schwer und dicht im Schankraum, die anderen Gäste und wir begannen schwer um Luft zu ringen, Otto Schmidt aus Rixdorf schrie, sein Hotel (Hotel!) sei kein Teerofen. Wir hatten noch nie in einen Teerofen gerochen, aber wir waren überzeugt davon, daß es dort nicht schlimmer riechen könne.